

Lernen stehen in einem dialogischen Wechselverhältnis, und von Rabbi Dow Bär wird erzählt, dass sein Lieblingsgleichnis in der Selbstanpassung des Vaters an seinen kleinen, lernbedürftigen Sohn bestand, was für ihn zugleich auch Gleichnis der Beziehung zwischen Gott und dem kleinen Menschen war. Gott bringe sich darin dem Menschen auf Augenhöhe zu seinem kleinen Sohn (S. 141). Die Schüler der *Zaddikim* mussten diese Geschichten und Gleichnisse, Anekdoten und Sinnsprüche weiterdenken und in ihr eigenes Leben transformieren.

Die wichtigsten chassidischen Lehrer sind nach Buber (S. 148): Menachem Mendel von Witebsk, Ahron von Karlin, Schmelke von Nikolsburg, Meshullam Sußja von Hanipol, Elimelech von Lisensk, Levi Jizchak von Berdschew, Schnëur Salman von Ljadi, Schlomo von Karlin, Israel von Kosnitz, Jaakob Jizchak von Lublin. Schnëur Salman von Ljadi begründete zum Beispiel die sogenannte *Chabad-Schule* nach den drei *Sephirot Chochma* (= Weisheit), *Bina* (= Vernunft) und *Daat* (= Erkenntnis) (S. 152). Diese Schule stellte nach Buber den Versuch einer Synthese zwischen Rabbinismus und Chassidismus dar. In diesem Kontext wird Nächsten- und Menschenliebe als eine Seite der Liebe zu Gott gesehen: »*Erweise Liebe deinen Genossen dir gleich, ich bin der Herr ... Wenn der Mensch seinen Genossen liebt, ruht die Schechina zwischen ihnen, und ... Die Erinnerung der liebenden Genossen wirkt Einung in der Überwelt.*« (S. 167)

In Seminaren zu Bubers Erzählungen der Chassidim habe ich die Erfahrung gemacht, dass pro 90 Minuten Sitzung eine Geschichte in der Regel ausreicht, um ins Gespräch zu kommen. Bubers dialogischer Fokus wird sich entfalten, und fruchtbare Gespräche ganz im Sinn des *Frankfurter Lehrhauses* von Franz Rosenzweig werden folgen. Letztlich kann man diesen weisheitlichen Schatz der Chassidim nicht heben, aber an ihm lernen und sich weiterentwickeln. Das Ergebnis ist ein kontinuierlicher Prozess der Transformation, der Selbstwerdung und ein Gespräch mit Gott, anderen Menschen, mit sich selbst, mit allen lebenden Wesenheiten.

Wilhelm Schwendemann

**Kosman, Admiel (2022):
Martin Buber als Lehrer
für das Judentum unserer Generation**
in: *Jediot Achronot*, Sifrut, Seite 16–17

Wenn wir uns dem Anderen, dem wir begegnen, in Demut hingeben, bereiten wir den Boden für das Verweilen der *Schechinah*¹ vor. Der Gott der Juden ist niemals im Himmel. Himmel ist nur eine Metapher für die *Schechinah* Gottes, die einzig und allein im Bereich des Zwischen weilt – zwischen zwei Menschen, die sich begegnen. Jeder andere Gott ist ein fremder Gott, ein Götze. Das Buch *Begegnungen* ermöglicht einen Einblick in die religiöse Welt Martin Bubers.²

»*Ich kenne keine Fülle mehr
als die Fülle jeder sterblichen Stunde
an Anspruch und Verantwortung.*«
Martin Buber

Martin Buber sah sich selbst als Erneuerer der chassidischen Anschauung des *Baal Schem Tov*³ für unsere moderne Welt. Es lohnt sich daher, Bubers eigene religiöse Position zu beleuchten – gehört er doch zu den großen vorbildhaften Persönlichkeiten des modernen Judentums. Welche Weltanschauung verbirgt sich hinter seinen Schilderungen in diesem Buch – über seine Kindheit, den Studententagen, sein Eintauchen in die deutsche Kultur, die mystische Suche danach, bis hin zur Wende, als er durch die Lehre des *Baal Schem Tov* zurück ins Judentum fand? Hinter Bubers Sprache fanden und finden viele hierzulande wie überall auf der Welt immer noch Quellen lebendigen Wassers.

Wie mir scheint, ist seine ganze religiöse Weltanschauung in einer kurzen Bemerkung zu finden, die er an seinen Freund Franz Rosenzweig richtete und die seinerzeit viele verärgerte. Es handelt sich um eine Reaktion Bubers auf einen Brief, der die *Bauleute* – die Konstrukteure der religiösen Gebote – thematisiert. In ihm fordert Rosenzweig seinen Freund enthusiastisch auf, zu den rabbinischen Geboten zurückzukehren. In

1 Schechinah, gewöhnlich als »Einwohnung Gottes« übersetzt; das Verständnis von »Schechinah« variiert im Judentum im Laufe seiner Geschichte. In der Kabbala und in der »Jewish Renewal«-Bewegung bezeichnet Schechina die Weiblichkeit Gottes.

2 Martin Buber: *Begegnung*. Autobiographische Fragmente. In Israel neu erschienen unter dem Titel »Begegnungen«.

3 Rabbi Israel ben Eliezer, genannt Baal Schem Tov (»Herr des guten Namens«, geboren um 1700 in Polen-Litauen, gilt als Begründer der religiös-mystischen (»chassidischen«) Bewegung.

seiner Antwort an Rosenzweig verweigert sich Buber diesem Prozess, und er erwähnt, wie nebenbei, dass für Juden wie ihn keine Pflicht bestehe, das Joch rabbinischer Lehre auf sich zu nehmen, genauso wenig wie der geforderte Glaube an die Dreifaltigkeit auf christlicher Seite – eine Forderung, die ihm rätselhaft erscheine, auch wenn er sich den Sitten und Gebräuchen des Landes anpasse. Aber es sei klarzustellen, dass seine Haltung von jener abweiche.

Dieser Vergleich zwischen orthodoxer *Halacha* und dem Glauben an Jesus lässt deutlich werden, dass es in beiden Fällen um *Krücken* geht, einer Stütze für den Glauben an Gott. Und in beiden Fällen, so meint Buber, sei dieser Vermittler – ob Jesus oder *Halacha* – auch ein gefährlicher, weil er selbst im Verlauf der Zeit zu einer Art Götzendienst werde, der wie jede Ideologie den Menschen von der Nähe zum Aufrichtig-Guten abhalten kann. Und die Geschichte der Religionen, die Abfolge von Bosheiten, Intrigen, Streitigkeiten beweisen das.

Bubers Standpunkt ist darauf zurückzuführen, dass er das ursprüngliche Judentum der Patriarchen, des Moses und der Propheten im Blick hat, deren Glaube

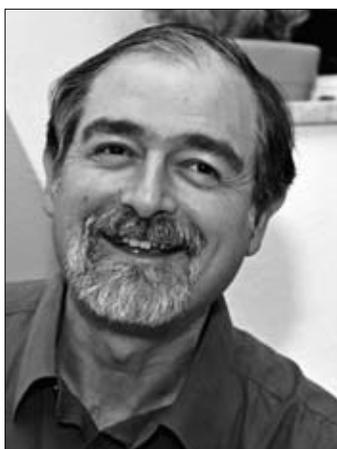
kein *Glauben*, dass meint – im Sinne einer Reihe von Dogmen (Gesetzgebung und Ähnlichem), sondern ein *Glauben an*. Gemeint ist eine vertrauensvolle Beziehung, die Hingabe zu jenem Unsichtbaren, dessen Existenz trotz seines geheimnisvollen, nicht zu fassenden Seins von Buber nicht im Geringsten angezweifelt wird. Buber rät ausdrücklich zu einer Übergabe unseres Lebens an dieses namenlose *Geheimnis*, über ein Hören seiner Stimme und ein Gehen auf seinen Wegen, auch wenn dieser Lebensweg einiges fordert (wie Eliezer Schweid richtig schreibt, fällt dem Ungebildeten ein Lebenswandel auf diesem Glaubensweg schwerer als auf dem orthodoxen Weg).

Buber ist der Meinung, dass sich nichts wirklich verändert hat, und dass es die gleiche Stimme ist (die immer eine Stimme des Reinen und Guten, eine Stimme der Liebe ist und ein Geheimnis der ganzen weltlichen Existenz), die zu Abraham sprach: »Gehe vor dich hin«⁴, und der Erzvater gehorcht ihr. Und es ist die gleiche Stimme, die zu jedem Menschen spricht – Jude wie Nichtjude – in jedem Augenblick seines Lebens. Die größte Schwierigkeit damals wie heute ist, ihr zuzuhören. Ein solches Hören geschieht natürlich nicht auf Verstandesebene. Es erfordert vielmehr das, was die Propheten *Beschneidung des Herzens* nannten: den Ersatz des Egos durch Demut und die Öffnung des Herzens für das, was uns gesagt wird.

Um das zu verstehen, muss Bubers jüdische Auffassung näher erklärt werden. Vom Christentum behauptet er, dass es irre in der Annahme, die Welt, der Körper, die Leidenschaften, allgemeine Lebensbereiche (Familie, Industrie, Ökonomie) würden dem Satan entstammen (vgl. die Worte des Paulus über den Leib) und dass Gott fordere, sich aus diesem Leben zurückzuziehen und sich wie Mönche zu verschließen. Das Judentum, stellt Buber fest, sagt nichts anderes über das *Geheimnis der Welt* aus als dies:

Gott hört dem Menschen zu und spricht zu ihm – aber dies gerade im Strom des Lebens und durch diesen Strom. Die Welt wurde nicht durch *Satan* gegründet, sondern durch Gott, der durch die Geschehnisse der

Prof. Dr. Admiel Kosman,
Professor für Talmud
und Rabbinische Literatur.



www.dbnl.org

4 Gen 12,1 und Gen 22,2, in der Übersetzung nach Buber; auch »gehe zu dir (selbst)« oder »gehe für dich«.



Welt zu uns spricht. Die Erzväter, Moses und die Propheten lebten diese Verbindung mit der Gottheit in ihren alltäglichen Begegnungen, in direkter Gegenwart, sagt Buber und spricht von Zeichen. Gott spricht zu uns durch das, was wir in Augenblicken des tagtäglichen banalen Lebens antreffen. Die Welt ist ein Ort des Dialogs. Sie ist Sprache Gottes – für diesen Zweck wurde sie geschaffen. Unsere Begegnungen mit Menschen und anderen Geschöpfen der Natur (auch was wir in unserer inneren Welt hören, beispielsweise die Poesie, die aus dem Herzen eines Dichters kommt) sind uns aus ein- und derselben Quelle gesandt – das ist der *Jichud* (Eini- gung), der Monotheismus Bubers!

Wir brauchen nur unsere Aufmerksamkeit auf das Wort Gottes zu richten, das sich aus jedem Ereignis, in jeder Begegnung hören lässt. Und wir sind aufgefordert, unsere entfremdete Beziehung zum Anderen, den wir als Instrument zur Befriedigung unserer Bedürfnisse nutzen, gegen ein aufmerksames Ohr einzutauschen. Es ist ein Unterschied, den manche Menschen leicht erspüren – ob ich mich ihnen ohne Ego zuwende (Buber nennt diese Beziehung *Ich-Du*) oder ob ich sie in offener oder manipulativer Weise zum Objekt mache (*Ich-Es*), sozusagen zum Beutegut meines Verlangens.

Und nun das Wichtigste: Wenn wir uns dem Anderen, dem wir begegnen, in Demut hingeben, bereiten wir den Boden für das Verweilen der *Schechinah* vor. Der Gott der Juden ist niemals im Himmel. Himmel ist nur eine Metapher für die *Schechinah* Gottes, die einzig und allein im Bereich des Zwischen weilt – zwischen zwei Menschen, die sich begegnen (wie schon Rabbi Akiva lehrte: In einer treuen Beziehung »ist es Mann und Frau gewährt, dass die Schechina zwischen

ihnen weile«⁵. Jeder andere Gott ist ein fremder Gott, ein Götze.

Und woher weiß der Mensch, dass die *Schechinah* bei ihm weilt? Buber antwortet: Er wird wissen. Er wird es spüren, wenn er mit Demut in die Begegnung geht, wird er als ein anderer Mensch wieder aus dieser hinausgehen. Ihm wird klar werden, dass etwas Bedeutungs- volles, undefinierbares in dieser Begegnung geschehen ist. Der *Himmel* war für einen Augenblick auf der Erde. Und das ist in den Augen Bubers die Forderung an das erwählte Volk im erwählten Land: dass ein vorbildhafter *Wohnbereich* entstehe, ein erhabenes Modell, in dem die Gottheit im Herzen der Menschen weilt, mitten im alltäglichen Leben: in der Küche, im Bett, im Kindergarten, im Bildungswesen, in der Wirtschaftswelt wie in der Politik.

Was ist also Bubers *Synagoge*? Was die *Torah*, die ein dialogischer Mensch von Abraham und Mose emp- fängt? Diese sind nichts anderes als das tiefe Verständ- nis (das Buber durch die Lehre des *Baal Schem Tov* zu- teil wurde), dass jeder Mensch, den ich in alltäglichen Augenblicken treffe, zu Hause, an der Arbeitsstelle oder wo auch immer – in diesem Augenblick meine Synagoge ist. Indem ich ihm mein Herz öffne, begegne ich im gleichen Augenblick dem Göttlichen. Das ist der Weg, auf dem Gott zu mir spricht. Er schickt mir eine Frage: Wirst du dich mir hingeben, indem du dich mei- nen Geschöpfen hingibst?

Sich Gott hingeben heißt, sich selbst als ausbeute- rischen Egozentriker, der den Anderen nur als benutz- bares Objekt sieht, in einen Menschen zu verwandeln, der dem Anderen gegenüber offen ist, der ihm mit Em- pathie zuhört. Daraus erwächst auch Verantwortung, die mich in eine gebende Position versetzt. Es ließe sich fragen, was in einer solchen Begegnung zu tun sei. Das ist nicht in Paragrafen zu fassen wie im *Schulchan Aruch*.⁶ Wenn ich aufmerksam bin, sagt Buber, höre ich und werde erfahren, was mir zu tun auferlegt ist. Das ist das Gebot jüdischen Tuns. Nach Buber kann die Ver- wirklichung des Guten in der Welt nie und nimmer das Resultat großer Ideologien sein, seien es religiöse oder

⁵ Babylonischer Talmud, Traktat Sota, 17.

⁶ »Gedeckter Tisch«; Gesetzeskodex aus dem 16. Jh., bis heute maßgebend für das orthodoxe Judentum.

ידיעות אחרונות

Schriftzug der hebräischsprachigen
Tageszeitung *Yedioth Ahronoth*
(deutsch: Letzte Nachrichten), Israel.

profane, wie beispielsweise der Marxismus. Denn die Notwendigkeit einer Veränderung liegt nicht in einem *Glauben, dass*, gleich welcher Ideologie, sondern vielmehr in unserem Verhältnis zur Welt, das ein egozentrisches ist. Gefordert ist die Fähigkeit, uns selbst zu verändern: von Narzissten zu Menschen, die sich dem Anderen öffnen.

Jetzt ist zu verstehen, warum die bloße Aneignung vorgefertigter Antworten in Büchern, von Rabbinern und von Gestalten wie Jesus von Nazareth oder moderner Gurus ein fundamentaler Fehler ist und warum Buber der Meinung ist, dass das Judentum sein Fundament vergessen hat, das es in frühen Tagen errichtete, gegossen aus der großen Revolution Abrahams und Moses'. Es ist zwar richtig, würde Buber sagen, dass Moses seine Begegnung mit Gott für das Volk, das nicht verstand, über was er sprach, in eine Geschichte von den Gesetzestafeln übersetzen musste. Aber wesentlich ist, dass diese Tafeln nur ein Wegweiser sind, in eine bestimmte Richtung weisend. So müsste sich die *Halacha*, der vorgeschriebene Weg in eine *Halicha*, »Gang, Gehen« wandeln. Es tut sich eine tiefe Kluft auf zwischen einem Menschen, der nur einem Gebot gehorcht, beispielsweise dem Gebot, Vater und Mutter zu ehren, und einem anderen, der ihnen mit Aufmerksamkeit und Empathie begegnet (*Ich-Du-Begegnung*). Das bloße Gehorchen eines Gebots ist eine Missachtung der Religion, die leider überall geschieht, wo Menschen leben, die *religiös* genannt werden.

Die Überschrift eines Kapitels des genannten Buches lautet *Eine Bekehrung*. Buber berichtet darin, wie ein junger Mann ihn aufsuchte, der auch freundlich von ihm begrüßt wurde. Aber Buber gesteht, dass er in seiner Blindheit die große Verzweiflung nicht wahrnahm, in der der junge Mann das Gespräch suchte. Dies begriff er erst später, als er von seinem frühen Tod erfuhr. Das war der entscheidende Moment, in dem Buber das Wesen einer religiösen Begegnung mit dem Anderen klar wurde. Das Gespräch über geistige oder religiöse Dinge erschien ihm plötzlich wie eine wertlose Hülle. Buber verstand in diesem Augenblick, dass die geistige Welt, mit der er sich in der Vergangenheit beschäftigt hatte, nichts anderes war als eine Art Flucht vor der Begegnung mit dem Anderen, nichts anderes als eine Einhüllung in einen geistigen Egoismus.

Buber bekennt im genannten Kapitel: »Ich kenne keine Fülle mehr als die jeder sterblichen Stunde an Anspruch und Verantwortung. Weit entfernt davon, ihr gewachsen zu sein, weiß ich doch, dass ich im Anspruch angesprochen werde und in der Verantwortung antworten darf, und weiß, wer spricht und Antwort heischt.«

Admiel Kosman